

Gefährdungen durch voreheliche Sexualität, Werbungsrituale und die Bedeutung der Jungfräulichkeit.² Anhand ausführlicher Fallbeschreibungen behandelt Daniela Hacke im letzten Kapitel Ehebruch als Gefahr für Ehelichkeit. Eher illustrativen Charakter haben die Abbildungen, die nicht in die Interpretation einbezogen werden. Eine umfangreiche Bibliographie sowie ein Index schließen den Band ab. Insgesamt eröffnet das Buch Einblicke in eine Vielzahl von wichtigen Themenbereichen. Der bedeutende Zusammenhang von Ehe und Öffentlichkeit und öffentlicher Ordnung wird klar herausgearbeitet, an einigen Stellen lässt die Untersuchung auf Grund der unklaren Zahlenrelationen die Leserin jedoch ratlos zurück.

Brigitte Rath, Wien

Martina Tißberger, Gabriele Dietze, Daniela Hrzán u. Jana Husmann-Kastein Hg., **Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism**, Frankfurt a. M.: Peter Lang 2006, 251 S., EUR 42,00, ISBN 3-631-54823-0.

Die Betitelung verfährt spannend: „Weiß – Weißsein – Whiteness“ bildet weniger einen beschreibenden Titel als vielmehr einen Fluchtpunkt, einen allgegenwärtigen Referenten, einen schwebenden Signifikanten gleichsam, der über den in diesem Band versammelten „Kritischen Studien zu Gender und Rassismus“ dräut, hängt, mahnt ... Ganz unterschiedlich explizit oder implizit beziehen sich die zwölf Beiträge auf Theoretisierungen von *Whiteness*. Je zur Hälfte in Englisch und Deutsch verfasst, präsentiert der Band Texte mit disziplinären Verankerungen in Amerikanistik, *European Studies*, Germanistik, Kulturwissenschaft, Politologie, Psychologie und Soziologie. Die Herausgeberinnen und ein guter Teil der Autorinnen (ausschließlich Frauen also) arbeiten an der Berliner Humboldt Universität. Einer thematischen (Unter-)Gruppierung folgt die Anordnung der Aufsätze nicht. Ich stelle sie in der vorgegebenen Reihenfolge vor.

Martina Tißberger eröffnet mit einer Skizze zur Geschichte der Psychologie als historisch „weißer“ Wissenschaft, zu deren Konstituierung wesentlich die Klassifizierung „nicht-weißer“ Subjekte in der Kolonial- und Militärpsychologie beitrug.

Unter Bezugnahme auf die Notwendigkeit, zwischen unterschiedlichen kulturellen und historischen Orten von *Whiteness* (beziehungsweise von Diskursen über *Whiteness*) zu differenzieren, vergleicht Nado Aveling Gruppendiskussionen mit weißen Studierenden in Australien und Deutschland hinsichtlich der jeweils vorzufindenden Redeweisen zu oder auch De-Thematisierungen von Weißsein.

2 Ein Zusammenhang, den jüngst auch Ulrike Strasser, *State of Virginity: Gender, Religion, and Politics in an Early Modern Catholic State*, Michigan 2004, für das frühneuzeitliche Bayern betont hat; vgl. dazu die Rezension von Susanna Burghartz in: *L'HOMME. Z. F. G.*, 16, 2 (2005), 182–185.

Der Schwarz/Weiß-Symbolik in den Säkularisierungsprozessen der Renaissance geht Jana Husmann-Kastein nach. In Anlehnung an Arbeiten von Christina von Braun sieht sie einen bedeutenden Ursprung der europäischen Rassendiskurse in der „Verweltlichung des Symbolischen, die auf der Grundlage des Abstraktionsprozesses durch die griechisch-lateinische Alphabetschrift erfolgt“ (56).

Isabell Lorey argumentiert, wie bereits der Titel ihres Beitrags „Der weiße Körper als feministischer Fetisch“ verdeutlicht, dass (deutsche) feministische Mainstream-Theorie und -Praxis ganz zu Unrecht eine historische Festschreibung von Frauen auf ihren Körper und ihre daraus resultierende Ausgrenzung aus dem Gesellschaftspolitischen behaupteten. Das Beharren auf dieser Behauptung eines unmittelbaren Zusammenhangs von Festschreibung und Ausschluss müsse als Fetischisierung des weißen Körpers bezeichnet, erklärt, kritisiert und aufgebrochen werden. Lorey exemplifiziert ihr nicht unprovokantes und jedenfalls ebenso inspiriertes wie inspirierendes Argument anhand der Felder des Politischen, der Nation und des Kolonialismus. Die ‚sekundäre‘ Position von Frauen beziehungsweise von Weiblichkeit bedeute hier ja gerade ihre unverzichtbare, integrierte Funktion für die vielfältig ineinander greifenden Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse, und von einem Ausschluss des Körpers aus diesen Verhältnissen könne zutreffend nicht die Rede sein. Der Fetisch befördere also eine politisch mehr als bedenkliche „Imagination der weißen Ganzheit und Unversehrtheit“ und verschränke sich dabei mit einer analytisch nicht haltbaren Selbstgleichsetzung weißer Frauen (und Feministinnen) mit ‚anderen Anderen‘. „Damit diese imaginäre Gemeinschaft der Anderen, das feministische Wir aufrecht erhalten werden kann, braucht es den Fetisch des allein geschlechtlich markierten Körpers.“ (75)

In ihrem zweiten Aufsatz zu Psychologie und Rassismus spannt Martina Tißberger den Bogen zum Antisemitismus und gibt einen Ausblick auf ihr aktuelles Forschungsprojekt, das dem Umgang weißer deutscher Therapeutinnen mit (auch eigenem) Rassismus und Antisemitismus nachgeht.

Sabine Broeck stellt in ihrer Forschungsnotiz auf die Bedeutung der Geschichte der Sklaverei für die Konstruktion von Subjekten/Nicht-Subjekten seit der Aufklärung ab und verweist dabei mit ihrer Kritik an der Annahme einer „racially innocent modernity“ auf Zusammenhänge mit *Gender Studies*-Theorien. Broeck arbeitet mit der Begriffsschöpfung „racegender“, auch „(race)gender“ oder „genderrace“ – ein interessanter Vorschlag, dessen Potenzial erst noch auszuloten wäre.

Der Beitrag von Daniela Hrzán geht zwei thematischen Strängen nach. Einerseits sind dies US-amerikanische feministische Diskurse und – teils begrüßenswert kritische und selbstreflexive – Forschungsstrategien zu *FGC* (*Female Genital Cutting*, eine Bezeichnung, die die Autorin weniger wertend empfindet als das gebräuchlichere *FGM*, *Female Genital Mutilation*). Andererseits präsentiert Hrzán eine Analyse der Konzeptualisierungen von „Rasse“ und „Kultur“ in der Geschichte der US-amerikanischen Kulturanthropologie, wie sie die Wahrnehmung von *FGC* mit präg(t)en.

„Winnetou in Bad Segeberg“, die seit 1952 jährlich stattfindenden Karl May Festspiele, analysiert Katrin Sieg in ihrem vergnüglich zu lesenden und überzeugenden Beitrag. Sie konzentriert sich vor allem auf die Inszenierungen in den 1950er Jahren, die sie als Element im Erinnerungs- und Vergessensprozess zur deutschen Geschichte des Holocaust interpretiert. Angesiedelt in einem anderen Land und einem anderen Jahrhundert, konnten der Genozid an ‚edlen Wilden‘ betrauert und der Sieg eines gütigen Christentums gefeiert werden. Die Nürnberger Prozesse wie generell die Beziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern fanden, so die Autorin, Wiederhall und Paraphrase in den jährlich wechselnden Winnetou-Dramen. Während seit den 1970er Jahren die ‚indianische‘ Männlichkeit in den Mittelpunkt der Inszenierung und der ZuschauerInnenidentifikation rückte, war in den Nachkriegsjahren der elegante, blonde Old Shatterhand im Vordergrund gestanden: „Die höchst beliebten Bühnenbearbeitungen übersetzten den Traum deutscher Besonderheit und Ausgenommenheit von den Verbrechen des weißen Rassismus in einen körperlichen Code, der den deutschen Helden [Old Shatterhand, H. H.] gegenüber seinen Nazi-Vorgängern und anderen weißen Schurken abgrenzt.“ (158)

Michaela Wünsch befragt die Bedeutung der weißen Maske, die der Serienkiller in den Horrorfilm-*Sequels* „Halloween“ trägt. Wünsch interpretiert die Schrecken erregende Weißheit des Leinwandmörders weniger als „unmarked marker“, wie es vielen Ansätzen der *Whiteness Studies* entspräche, sondern, in Anlehnung an die von Jacques Lacan inspirierte Studie „Desiring Whiteness“ von Kalpana Seshadri-Crooks,¹ als „master signifier“. Der Killer und seine Weißheit installierten ein Blickregime, das durch Tötung ein- und ausschließe; den Horror bewirke, dass weder die Filmfiguren noch die ZuschauerInnen wissen oder sehen, wer (sie) spürbar ansieht.

Verschiedene historische Repliken auf die Frage „what can a sincere white person do?“ stellt Vron Ware vor, darunter die von Malcolm X, der sie in seiner Autobiografie auf unterschiedliche Weisen beantwortete – darunter einmal mit „Nothing“ –, weiters die ganz alltagspraktischen Vorschläge in der „Address to Intelligent White Southerners“ der weißen ‚Südstaaten-Lady‘ Lillian Smith (1942) und das prominente „Race Traitor“ Manifest von Noel Ignatiev und John Garvey von 1993.

Nanna Heidenreich schließlich reflektiert zu sogenannten „Bio-Deutschen“, der Sichtbarkeit von ‚Ausländern‘, dem Kopftuch und dem christlichen Bildergebot ausgehend von einer Sequenz in Rainer Werner Fassbinders Film „Angst essen Seele auf“ (1974).

Der letztplatzierte Beitrag, Gabriele Dietzes „*Critical Whiteness Theory* und Kritischer Okzidentalismus“, scheint mir zentral wichtig – in theoretischer Perspektive innovativ, bedenkenswert, dicht und fundiert. Mit dem Fokus auf Whiteness als (auto-) hegemoniekritischem Paradigma zeichnet sie eine Geschichte der *Critical Whiteness Studies* nach, legt dabei besonderes Gewicht auf die Schwierigkeiten deutscher Rezep-

tionen, auf frühe innerfeministische Kontroversen und verschiedene disziplinäre Zugänge oder Ausblendungen in der Bundesrepublik (und in Österreich). Ihr Plädoyer gilt einer Ergänzung des Paradigmas ‚kritisch Weiß‘ um das – jedenfalls für deutsche gesellschaftliche Verhältnisse – präzisere Prinzip eines „Kritischen Okzidentalismus“, der die Wahrnehmung orientalisierender ‚Ausländer‘-Diskurse einbeziehen kann.

Die Präzisierung „Okzidentalismus“ für deutsche (und europäische) Verhältnisse scheint ... aus zwei Gründen sinnvoll: 1. weil die Grundbinarität Weiß-Schwarz in Deutschland weniger kulturell Unbewußtes mobilisieren kann als in Ex-Sklavenhaltergesellschaften wie den USA und auch in Ex-Kolonialgesellschaften, die eine Erinnerungs- und Schuldkontinuität mit dem Kolonialismus verbinden. Und 2. weil der Begriff „Okzidentalismus“ auf die Neu-Konstruktion und Schließung einer „europäischen Identität“ gegenüber dem „orientalischen Anderen“ aufmerksam macht. (239)

Es dürfe nicht davon ausgegangen werden, dass „eine ‚feministische‘ Betrachtung dieses spezifischen Rassierungsverhältnisses Okzidentalismus quasi selbstverständlich vermeidet.“ Gewiss aber bedürfe es „dekonstruktiver Feminismen, postkolonialer oder ‚querer‘ Gender-Politiken, [um] die Neorassismen im eigenen Auge wahrzunehmen.“ (239)

Insbesondere zwei kritische Punkte fielen mir bei der Lektüre dieses insgesamt empfehlenswerten Bandes auf. Der erste betrifft die, wie ich es nennen möchte, Zerfahrenheit einiger Beiträge (Heidenreich, Hrzán, der zweite Text von Tißberger, Ware, tendenziell noch weitere). Was die Autorinnen ‚zusammenführen‘, scheint in diesen Aufsätzen oft als zu wenig ‚zusammenhängend‘, als unvermittelte Sprünge zwischen ganz differenten Aspekten und Ebenen. Es fragt sich, ob hier eine Wechselbeziehung zwischen der Textgestaltung der einzelnen Verfasserin und dem thematischen Feld, dem Fluchtpunkt, der Auseinandersetzung mit dem „master signifier“ Weißheit bestehen könnte. Liegt es daran, dass *Whiteness* sich als ein ‚disparates‘ Thema im deutschsprachigen Raum darstellt, bei dem noch offen ist, was sich hiezu assoziieren lässt und was vielleicht doch gar nicht ‚passt‘? Oder gar daran, dass Inkohärenz und ‚Zerstreung‘ als dem Thema adäquater gelten können denn die Produktion einer ‚geschlossenen‘ oder ‚schlüssigeren‘ Argumentationsstruktur?

Der zweite kritische Punkt betrifft die Absenz geschichtswissenschaftlicher Verfahren. Mehrere der Beiträgerinnen betonen die Wichtigkeit, *Whiteness* zu historisieren beziehungsweise die Leugnung ihrer Historizität im Detail zu analysieren (Broeck, Husmann-Kastein, Lorey, Tißberger, weitere). Dabei analysiert aber kein einziger dieser Texte historische Quellen im engeren Sinn. Husmann-Kastein etwa bringt ihren gesamten Aufsatz hindurch immer wieder das eine oder andere ganze Jahrhundert in einem Halbsatz unter und wird nirgendwo präziser. Auch Loreys spannende Ausführungen zur Konstituierung gesellschaftlicher Ordnungen im 18. und 19. Jahrhundert hätten durch genauere Referenzen meines Erachtens gewonnen. Bemerkenswert finde

ich in diesem Zusammenhang nicht zuletzt das mehrfach artikulierte große Interesse an einer Verknüpfung von Geschichte und Psychoanalyse. Die nach wie vor zentrale, schon klassische Referenz ist ja Anne McClintock, die bereits 1995, in „Imperial Leather“, hiezu gleichsam ein Forschungsprogramm formulierte – ihre Epigoninnen im vorliegenden Sammelband jedenfalls holen diese Vorgaben leider noch nicht wirklich ein.

Die Texte hätten einen hinsichtlich Korrektorat sorgsameren Verlag durchaus verdient. Insgesamt handelt es sich bei „Weiß – Weißsein – Whiteness“ um eine sehr lesenswerte unter den erfreulich vielen Neuerscheinungen zum Theorie- und Praxisfeld „Weiß“ im deutschsprachigen Raum.

Hanna Hacker, Wien

Rita Schäfer, **Im Schatten der Apartheid. Frauenrechtsorganisationen und geschlechtsspezifische Gewalt in Südafrika**, Münster: LIT Verlag 2005, 480 S., EUR 29,90, ISBN 3-8258-8676-X.

Veronika Wittmann, **Frauen im Neuen Südafrika. Eine Analyse zur gender-Gerechtigkeit**, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2005, 458 S., EUR 35,-, ISBN 3-86099-330-5.

Frauen- und Gender-bezogene Fragestellungen bilden seit jeher einen wichtigen Themenkomplex engagierter akademischer Beschäftigung mit Südafrika. Der Hauptgrund dafür ist in der traditionellen Stärke der südafrikanischen Frauenbewegung selbst zu sehen, die PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen im In- und Ausland immer wieder zu Analyse und Reflexion angeregt hat und anregt. Seit den Anfängen einer organisierten ‚modernen‘ Protestbewegung von Frauen gegen die Auswirkungen kolonialer Diskriminierung und beginnender Apartheid im Jahr 1913, waren Aktivitäten von, für und mit Frauen untrennbarer Teil der nationalen Befreiungsbewegung (des *African National Congress*), der Gewerkschaften sowie zahlreicher lokaler politischer Initiativen. Kein Zufall, dass eines der großen Menschenrechtsdokumente des afrikanischen Kontinents, die „Freedom Charta“, gerade in Südafrika entstand – beschlossen von den VertreterInnen der (damals gerade noch legalen) demokratischen Parteien des Landes im Juni 1955. Sie sprachen sich für die Garantie unveräußerlicher Rechte „ohne Unterscheidung nach Hautfarbe, Rasse, Geschlecht oder Glauben“ durch einen „demokratischen Staat, der auf dem Willen des Volkes gründet“, aus – zumindest das Letztere ja eine Situation, die seit dem politischen Umschwung in Südafrika im April 1994 gegeben ist.

Die demokratische Verfassung des „Neuen Südafrika“ bekennt sich heute eindeutig zu einer nicht-rassistischen und nicht-sexistischen Gesellschaft. *Gender empowerment* ist zu einem festen Bestandteil des politischen Diskurses und politischer sowie verwaltungstechnischer Maßnahmen geworden (und dies in einer Gesellschaft, die über Jahrzehnte